

# Die Sternenkinder : ein höchst seltsames Märchen

Autor(en): **Mosimann, Walther Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun**

Band (Jahr): **39 (1979-1980)**

Heft 2

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-356601>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Sternenkinder

Ein höchst seltsames Märchen  
von Walther Paul Mosimann, Chur

Es war vor recht langer Zeit, in jenen fernen, von uns nicht mehr gekannten Tagen, als sich das Leben den Menschen, die dafür offene Augen hatten, wie ein buntes Märchenbuch öffnete und es geschehen konnte, dass einem mitten am Tage das Wunder begegnete. In abgeschiedenen Wäldern wimmelte es noch von Zwergen und Elfen, in tiefgründigen Bergseen von Nixen, und in lauen Spätsommernächten spielten die Sternenkinder am Himmelsplan, dass über das ganze Firmament die Funken nur so sprühten. Dabei mochte wohl hin und wieder ein Missgeschick oder etwas Unbedachtes geschehen, und dann fiel die eine oder andere Feuerkugel, einen Lichtschweif hinter sich herziehend, durch das weite All auf die Erde hinunter. Und es brauchte viel, das ausgestossene Sternenkind von seinem Erdendasein zu erlösen ...

Zu jener Zeit wohnte in einem abgelegenen Blockhaus an einer stillen, steilen und eigentlich unbebaubaren Berglehne ein Mann mit dem fremdklingenden Namen Aprilius. Wie er wirklich hiess, ja, ob er überhaupt je die heilige Taufe empfangen, wusste niemand zu sagen, denn über die Herkunft des Sonderlings war nichts Bestimmtes bekannt, was Grund genug bildete, um so mehr Geheimnisse darum herum zu ranken. Eines Tages war er ganz einfach dagewesen, wie von überirdischer Hand in die weit gestreute Gemeinschaft des Tales hineingestellt. In jenem unvergesslichen

April war es geschehen, als die Erde in einem Anfall verheerenden Schüttelfrostes gebebt, um, wie es den Anschein machte, die ihr von Menschenhand angelegten Fesseln abzuwerfen. Manche behaupteten sogar des bestimmtesten, es habe damals Feuer geregnet über dem Tal. Irgendwer, es war wohl der Pfarrer gewesen, hatte den Fremden, um ihn von allem Anfang an abzusondern, Aprilius getauft, und bei dieser Bezeichnung war es geblieben. Ob er nun tatsächlich aus dem Schosse der Erde, aus der Unendlichkeit des Weltalls oder wo immer auch her gekommen, was kümmerte es den Hinz und den Kunz! Tatsache war und blieb, dass er keinerlei Anstalten traf, in seine angestammte Welt zurückzukehren, wie wohl er in seine Wahlheimat so wenig hineinpasste wie das Findelkind, das sich selber Stelia nannte und, obwohl es nichts war als eine kleine Ziegenhirtin, stetsfort von Wundern, von Glanz und strahlender Zukunft träumte.

Freilich, so sehr man sich gegen den Fremden abschirmte, ganz vermochte sich keiner dem Banne seines eigenartigen Wesens zu entziehen. Schon die Frage allein erregte die Gemüter, was eigentlich Aprilius in die freudlose Abgeschiedenheit dieses Tales getrieben, diese zwar den Alten heilige, von der Jugend aber gemiedene Einöde. Aprilius war zweifellos jünger, als seine Abgeklärtheit hätte vermuten lassen, doch irgendwie lag etwas Frostiges, verhal-

tene Trauer vielleicht, über seinem Gemüt, und sein Gang war, wenn auch nicht gerade schwerfällig, so doch ohne die Beschwingtheit jugendlicher Hoffnungsfreudigkeit.

Aprilius mied den Umgang mit den Menschen, ohne indessen gegen irgendwen unfreundlich oder gar hart zu sein. Am ehesten fanden die Kinder den Zugang zu seinem Herzen, und manchmal war es wie in einem Anflug des Vergessens, dass ein Schimmer von Fröhlichkeit über sein Gesicht huschte, wenn ein Kind während eines Unwetters oder bei einbrechender Dunkelheit bei ihm Schutz und Anlehnung suchte. Das Sonderbarste an Aprilius war aber ohne Zweifel, dass ihm Gaben eigen waren, die ihn vor seinen Mitmenschen auszeichneten. Was er an die Hand nahm, glückte auf eine wundersame Weise: Kranke, die sich ihm anvertrauten — scheu zwar und erst, wenn alle andern Mittel versagt hatten — genesen, unlösbar scheinende Verwicklungen menschlicher Bosheit entwirrten sich, in Dumpfheit dahinschwebende Kinder begannen unter seinen Blicken zu gedeihen, ja, es war nicht zu verkennen, dass weitem sogar Felder und Bäume doppelt, wenn nicht dreifach, Frucht trugen, und das Vieh entwickelte sich prächtig. Ein Segen lag wie balsamischer Himmelstau über dem Tal, und doch traute niemand der Sache recht. Nichts ist schwerer zu ertragen als das volle Glück, und keiner verfällt schneller dem Verdacht, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, als der Selbstlose und Gute.

Bei alledem änderte sich indessen in Aprilius' Dasein wenig, sein Erscheinen brachte jedermann Segen, doch ihm selber schien nicht der Schimmer einer Erfüllung beschieden zu sein. Er blieb nicht nur den Talleuten, sondern schliesslich sogar sich selber zutiefst ein

Fremder. Die Jahre zogen im Gleichmass dahin, bis Aprilius eines Nachts ganz deutlich, wenn auch mit Worten unerklärlich, spürte, dass er dieses Tal verlassen musste. Erschreckt über diese Gewissheit, die störend in die gewohnte Trübnis eingebrochen, begab er sich auf Wanderschaft, ziellos wie er glaubte, in die leere Trostlosigkeit noch einsamerer Tage hinaus. Wie so mancher scheinbar sinnlose Weg seine klarere Bestimmung hat als der vorausbedachte, so auch Aprilius' Auszug in die Nacht. Am ersten Kreuzweg zog er entgegen seinem Willen nicht talaus — sondern bergwärts, den Alpen zu.

Wie es gekommen, dass er, ohne etwas Besonderes bemerkt zu haben, mit einem Male an der Seite der ehemaligen Ziegenhirtin in die Nacht hineinschritt, das wusste er nicht zu sagen. Ob zufällig oder einem ferngelenkten Plane folgend hatten sich ihre Wege zu einem gefügt.

Sie war in den Jahren ein schmuckes Mädchen geworden, gross und kräftig, schwarzhaarig und von stolzer Haltung, edler jedenfalls als es einer gewöhnlichen Ziegenhirtin angestanden hätte. Es strahlte etwas von ihm aus, das den Kindern des Tales mangelte. Stelia lebte nun schon seit einiger Zeit in einer fremden Stadt und war nur für ein paar Tage aufgebrochen, den Spuren ihrer Kindheit zu folgen und den Flecken Erde wiederzusehen, von dem aus sie einst in die Wolken blickend geträumt hatte von Wundern, an die ausser ihr selbst niemand zu glauben wagte.

Wie Stelia nun so bestimmt von ihrem starken Glauben an das Wunder sprach, ihrem unumstösslichen Vertrauen in die sieghafte Kraft alles Guten, verspürte Aprilius einen Schmerz in sich, als wäre in ihm eine harte Kruste aufgebrochen und die Erinnerung freigelegt worden. Hatte man ihn nicht, weil er immer wie-

der die Unzerstörbarkeit des Reinen, Schönen und Guten angezweifelt, als Kleingläubigen aus der Gemeinschaft der Sternenkinder ausgestossen und auf die Erde hinuntergeworfen? Scheu blickte er seine jugendliche, in ihrem Glauben freie und frohe Begleiterin an, und ein Beben schüttelte ihn, ärger als jenes der Nacht, in der er verlöschend in das Tal gefallen war. Welch eine wundersame Wiedergeburt schenkte ihm, dem verworfenen Sternenkind, diese Begegnung!

«Ich habe als Kind oft von einem Leben im Lichthof des Kristalls geträumt, einem Geborgensein in unantastbarer Güte», sprach Stelia, «aber ich bin verlacht worden, hier in diesem Tale und dort in der grossen Stadt. Und doch gibt es dieses grosse, geheimnisvolle Etwas, das man Glück nennt, gewoben aus Schönheit, Liebe und Güte, wenn man felsenfest daran glaubt und bereit ist, es zu teilen.»

«Stelia», sprach Aprilius, und in seiner Stimme schwangen Freude und gespannte Erwartung mit, «Du könntest mit mir glauben und vertrauen, wenn ich Dir sagte, ich werde Dich hinauftragen in die Helle des Sternenmeeres?»

Mit grossen glühenden Märchenaugen schaute sie ihn an. «Ich habe als Kind an Dich geglaubt, Aprilius; wieso sollte ich Dir jetzt nicht glauben? Die Zweifel sind von Dir längst abgeblättert, mit jeder Guttat, die Du vollbracht hast, jedem helfenden Wort, jedem ermuntern-

den Blick hast Du Dich selber freige-  
macht und beschenkt. In Dir ist die  
Kraft der schenkenden Liebe, und die-  
ser ist alles möglich, alles, alles...»

Aprilius fasste Stelia bei der Hand, hob sie wie einen leichten Federball in die Luft und trug sie empor durch die Nacht in das unermessliche Reich der Sterne, woher er einst gekommen war und wohin er mit einem neuen Sternenkind zurückkehren durfte, nun, da er den wahren Reichtum des Lebens, den Glauben und die vertrauende, verschenkende Liebe eines Menschenkindes gewonnen hatte und bereit war, das Licht mit ihm zu teilen.